Friedrich von Matthisson.

(1761—1831).

Kap. I, Abschnitt 1.

Seine Jugend bis zum Eintritt in die Schweiz.

Als

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der philosophischen Fakultät

der

Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Breslau

eingereicht und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht

von

Walter Krebs

aus Magdeburg.

ACAD. LUGD BAT. BIBL.

Sonnabend, den 16. Dezember 1911, vorm. 12½ Uhr

im Musiksaal der Universität

Vortrag

über

„Schillers Stellung zum Naturgefühl“

und Promotion.

Die Arbeit wurde genehmigt von der hohen philosophischen Fakultät auf Antrag von

Herrn Professor Dr. Max Koch.

Mit Erlaubnis der philosophischen Fakultät kommt als Dissertation nur Kap. I, Abschnitt 1 der Arbeit zum Druck, während die Gesamtarbeit zur gleichen Zeit im Verlage von Mayer & Müller-Berlin erscheint.

Examen rigorosum: 29. Juli 1911.

Göttingen.
Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei
(W. Fr. Kaestner).

Berlin.
Mayer & Müller.
1911.

Meiner Mutter

zum

Tage der silbernen Hochzeit.

Inhalt.

Seite

Kap. I. Friedrich von Matthissons Leben 5

1. Abschnitt: Seine Jugend bis zum Eintritt in die Schweiz (1787) 5

2. Abschnitt: Matthissons Wanderjahre bis zum Übertritt in Württembergische Dienste (1812).

3. Abschnitt: Die Zeit am Württembergischen Hofe und der Lebensabend.

Kap. II. Matthisson und das Naturgefühl des 18. Jahrhunderts.

Kap. III. Matthisson und die Kunstanschauung des 18. Jahrhunderts.

Kap. IV. Matthissons Beziehungen zu Weimar.

Kap. V. Matthisson und die Romantik.

Abkürzungen.

Schr. = Ausgabe letzter Hand. Schriften Friedrich von Matthissons. 8 Bde. Zürich 1825—1829.

Ged. 1811 = Vollständige Ausgabe der Gedichte. 2 Bde. Tübingen, Cotta. 1811.

MVAG = Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde.

Vorwort.

Im Jahre der 150. Wiederkehr von Friedrich von Matthissons Geburtstage soll vorliegende Arbeit erscheinen. Sie versucht eine möglichst abschließende Würdigung zu geben von des Dichters Leben, Werken und Wesen, sowie von seinen Anschauungen, seiner literarischen Bedeutung und seinen wichtigeren literarischen Beziehungen, um so einen Beitrag zur Geistes- und Literaturgeschichte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts zu bieten.

Zwei Jahre nach Matthissons Tode — 1833 — erschien als Ergänzungsband zur Ausgabe seiner Schriften letzter Hand aus der biographischen Fabrik von Heinrich Döring „Friedrich von Matthissons Leben, nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet“ (Zürich 1833), ein unlesbarer, trockener Auszug aus Matthissons Selbstbiographie und Erinnerungen. Lange Zeit blieb Matthisson vergessen. Auf Grund der Veröffentlichungen aus Matthissons Nachlaß, die Wilh. Hosäus zuerst in Zeitungen, dann in den „Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde“ in den Jahren 1888 bis 1890 machte, erschien dann sein Artikel „Matthisson“ in der Allg. deutsch. Biographie (1894). Allmählich wuchs die Teilnahme für Matthisson wieder. Im Jahre 1900 konnte A. Bartels bei Gelegenheit des Erscheinens der 4000. Nummer in Reklams Universalbibliothek mit Erstaunen die hohe Zahl

hervorheben, die der Absatz von Matthissons Gedichten erreichte (U. B. Nr. 140) — 38000! (N. Universum XVI, 297—304). 1895 lieferte R. Weiß als Komotauer Programm eine Arbeit: „Über Matthissons Gedichte, mit besonderer Berücksichtigung der Sprache und des bildlichen Ausdrucks", der sich 1898 eine Abhandlung von demselben Verfasser anschloß: „Über die stofflichen Beziehungen der Lyrik von Salis-Seewis zu Dichtungen Höltys und Matthissons. Progr. Komotau 1898". Wie sich diese beiden Untersuchungen nur mit der Poesie Matthissons befassen, so auch die beiden folgenden, die z. T. auf Anregungen der vorigen zurückgehen: L. Boschulte, „Zur Charakteristik der Poesie Matthissons, insbesondere über ihr Verhältnis zur Poesie Höltys und Klopstocks. Diss. Jena 1899" und von demselben Verfasser: „Friedr. von Matthisson, seine Anhänger und Nachahmer. Progr. Elberfeld 1900" (mit gänzlich unzulänglicher biographischer Einleitung). Matthissons Poesie ist demnach genügend behandelt worden in ihrer Abhängigkeit und ihrem Einfluß, so daß in dieser Beziehung eine Verweisung auf jene Vorarbeiten genügen durfte. Die vorliegende Arbeit stützt sich vor allem auf die Prosaschriften Matthissons, während seine poetischen Werke nur insofern Berücksichtigung gefunden haben, als sie geeignet waren, die Beziehungen zwischen Erlebnis und Dichtung, zwischen Poesie und Prosa zu erhellen, oder insofern sie eine Quelle für Matthissons Anschauungen bildeten. —

Erst nach Abschluß der Arbeit und kurz vor der Drucklegung gelangte ich in den Besitz der Dissertation von Gottfr. Bölsing: „Matthissons Lyrik. Teil I. Kap. I. Berlin 1911", die von Fr. Matthissons Leben seine Jugend bis zum Eintritt in die Schweiz behandelt. Dieser erste biographische Teil bringt einige kleinere Ergänzungen aus Matthissons Nachlaß. Im übrigen wird vor allem, trotz der vorausgegangenen fünfmaligen eingehenden Behandlung Matthissonscher Lyrik, der Entwicklungsgang seiner Dichtung an der Hand einer genauen Besprechung

der verschiedenen Gedichtsammlungen bis ins Einzelne dargestellt. Die späteren Teile sollen außer dem Schluß der Biographie eine Behandlung der literarischen Einflüsse bei Matthisson, seiner Metrik, seiner Sprache und seines Stils bringen.

Ebenso ging es mir mit der Dissertation von H. Limbach. Bern 1909: „Friedr. v. Matthissons Lyrik. Ihre Vorbilder, ihre Nachwirkungen und ihre poetische Bedeutung". Der Verfasser, dem Matthissons Lyrik mehr Mittel zum höhern Zweck ist, befaßt sich in der Hauptsache mit der Herleitung einer allgemeinen Theorie der Künste, zu deren Probierstein ihm Matthissons Lyrik dienen muß. Unter mehrfach starker Polemik gegen Schiller sucht er Matthissons „Pseudopoesie" als innerlich unwahr, unorganisch und ohne Daseinsberechtigung nachzuweisen. Limbach geht streng theoretisch-abstrakt zu Werke und schaltet, wie auch G. Bölsing bemerkt, alle historischen Momente aus, so daß seine Arbeit mehr in das Gebiet der Ästhetik als in das der Literaturgeschichte gehört.

Bezüglich der Darstellung von Matthissons Leben und seinen literarischen Beziehungen galt es, die Wege, die durch Hosäus angebahnt waren, weiter zu gehen, d. h. möglichst viel ungedruckte Quellen zu erschließen, um ein deutlicheres Bild von Matthisson als Menschen zu gewinnen. Daß dies bei dem Mangel jeglicher Vorarbeit 80 Jahre nach dem Tode des Dichters, und bei der ungeheuren Verstreutheit des Materials innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit nur mit großen Schwierigkeiten und keineswegs erschöpfend geschehen konnte, ist verständlich.

Ausbeute an Handschriften boten: das herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst, das den Nachlaß des Dichters [1]) besitzt, die kgl. Bibliothek zu Berlin, die kgl. Landesbibliothek und die kgl. Hofbibliothek zu Stuttgart,

1) Der mir nicht zugänglich war.

die kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, die Stadtbibliothek in Zürich und das Gleimhaus zu Halberstadt; in der Arbeit nicht verwandte Handschriften enthält das Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar und das Marbacher Schillermuseum. Den Verwaltungen der genannten Institute, denen noch das kgl. Hofmarschallamt zu Stuttgart und die herzogl. Hofbibliothek in Dessau anzuschließen ist, sei für die Bereitwilligkeit ihrer Unterstützung hiermit bestens gedankt. Verpflichtet fühle ich mich auch, vielen Dank zu sagen, dem Leiter der Matthissonstiftung [1]) zu Hohendodeleben, Herrn Pastor Lenz, und den Verwandten des Dichters, die mit freundlicher Teilnahme und Auskunft die Arbeit begleiteten.

Besonders herzlicher Dank gebührt Herrn Prof. Dr. Max Koch, von dem die vorliegende Arbeit angeregt und durch liebenswürdigen Rat vielfach gefördert wurde.

---

1) Matthissons Geburtshaus, das Pfarrhaus zu Hohendodeleben bei Magdeburg, ist seit einigen Jahrzehnten der Sitz einer Matthissonstiftung, die durch Unterhaltung einer Volksbibliothek den Namen des Dichters lebendig zu erhalten und Bildung im Volk zu verbreiten bestrebt ist. Alljährlich vereinigen sich Verwandte und Verehrer des Dichters an seiner Geburtsstätte zu einer kleinen Feier, deren Ertrag der Stiftung zugute kommt.

Kap. I.

Friedrich von Matthissons Leben.

1. Abschnitt.

Friedrich Matthisson entstammte einer schwedischen, über Westpreußen nach Sachsen eingewanderten Familie. Großvater und Vater gehörten dem geistlichen Stande an, was, wie bei so vielen deutschen Dichtern, nicht ohne besonderen Einfluß für ihn war. Sein Vater Johann Friedrich verband mit einer fesselnden Rednergabe das seltene Talent der Improvisation und hatte sich als geistreicher, schlagfertiger Kopf besonders im siebenjährigen Kriege, dessen erste Jahre er als preußischer Feldprediger mitmachte, einen gewissen Namen gemacht. Nach den unruhvollen Zeiten des Krieges verlebte Johann Friedrich Matthisson noch zwei glückliche Jahre mit seiner Gattin, einer geborenen Calezki aus Zerbst, als Prediger in Hohendodeleben bei Magdeburg, dann entriß ihn der Tod seinem Wirkungskreise. Die Geburt einer Tochter — Dorothea — hatte er in seinem letzten Lebensjahre noch erlebt, dagegen konnte er seinen Sohn Friedrich nicht mehr begrüßen, da dieser erst einen Monat nach des Vaters Tode, am 23. Januar 1761, zur Welt kam. Zu dem Gram um den so früh Entrissenen und der Sorge für die beiden Kleinen trat für die verwitwete Predigersfrau noch die Not des Lebens, die sie

zu größter Einschränkung in dem engen und unheimlichen Witwenhause zwang. Über alle Widerwärtigkeiten des Lebens, mit denen sie zu kämpfen hatte, half ihr ein frommer, fester Sinn hinweg und die stets wachsende Freude an ihren fröhlich aufblühenden Kindern. Matthisson verlebte in treuer Kameradschaft mit seiner Schwester eine sonnige Kinderzeit, deren er später oft mit Wehmut und stiller Freude gedachte. Wie lange sich die Eindrücke und einzelne Erlebnisse seiner Kindheit bei ihm lebendig erhalten haben, zeigt das Gedicht „Kinderjahre“ [1]) (1791) und „Die Kindheit“, in dem die Heimat vor seinem Auge wieder auftaucht; er gedenkt der Phantasiegestalten seiner Jugendträume und berichtet von seinen Knabenspielen. Auch die Gedichte „Wunsch an Salis“ und „Angebinde auf Eduards Wiege“ (Schr. I, 86. 239) enthalten offenbar eigene Jugenderinnerungen. — Den ersten Unterricht genoß der Knabe gemeinsam mit der übrigen männlichen Dorfjugend beim Kantor, während die Mädchen zum Organisten in die Schule gingen. Das Buch, dem der junge Friedrich seine ersten und stärksten Eindrücke verdankte, war die Bibel, deren Lesung ihm unter der Leitung seiner Mutter höchste Belohnung war.

Im Frühjahr 1770 siedelte Friedrich Matthisson auf den Wunsch seines Oheims, Diakonus in Großensalza, zu diesem über, wo er mit Herzlichkeit aufgenommen wurde. Dem alten kränklichen Ohm führte eine 19jährige Schwester den Haushalt, und sie wurde bald das angeschwärmte Ideal ihres jungen Neffen. Neben der Schönheit ihrer Erscheinung und ihrem gewinnenden Wesen besaß das junge Mädchen lebhaftes literarisches Interesse, wodurch sie für Friedrich von besonderer Bedeutung wurde. Sie leitete seinen Bildungsgang durch die Auswahl seiner Lektüre und machte ihn bekannt, soweit es sich mit dem Fassungsvermögen des Knaben vertrug, mit den

1) Schr. I, 90 und 112.

Schriften von Klopstock, Wieland, Lessing, Uz, Gellert, Rabener, Zachariä und Geßner; auch die Bremer Beiträge und die Literaturbriefe, sowie die Erbauungsbücher von Spalding, Tiede, Sturm und Pazke lernte er kennen. Dieser literarische Geist, der das Haus des Oheims beherrschte, zeigte sich auch in der regen Teilnahme, die der alte Diakonus für die literarische Mittwochsgesellschaft in Magdeburg bezeugte. Konnte er auch seiner dauernden Kränklichkeit wegen nicht mehr so eifrig fördernd an dem Gedeihen des Vereins mitwirken wie früher, so sah er doch öfter mit großer Freude seine literarischen, gelehrten Freunde z. B. Köpken, Pazke, Funk und Sturm bei sich im Hause[1]). Dann wurden kritisch die neusten Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek durchgesprochen oder es gelangten poetische Werke zum Vortrag. Hierbei machte sich der Adoptivsohn des Hauses meist in einer Ecke des Zimmers zu schaffen, um nur den Vorträgen lauschen zu dürfen. Wie gefesselt war er von dem Zauber harmonischer Verse, — mochte er ihren Inhalt auch manchmal gar nicht verstehen, — und besonders Pazke zu hören, der in seinem Kreise als guter Deklamator galt, war ihm „ein wahres Fest".

Nicht nur in literarischer Hinsicht empfing Friedrich Matthisson im Hause seiner Verwandten wichtige Anregungen, sondern vor allem auch sein religiöses Empfinden wurde in bestimmte Bahnen gewiesen. Der geistliche Oheim stand in nahen Beziehungen zu Mitgliedern der benachbarten Herrnhutergemeinde Gnadau, ein Verkehr, der sichtlich auch über das Matthissonsche Haus zu Großensalza einen pietistischen Hauch verbreitete. So wurde

---

1) Näheres über den Magdeburger literarischen Kreis findet sich bei W. Kawerau, Aus Magdeburgs Vergangenheit. Halle 1886, wo allerdings (S. 31 und 321) das Versehen vorliegt, daß M. schon 1756 als Köpkens Studiengenosse in Halle auftritt, womit wahrscheinlich Friedrichs Oheim, der Diakonus, gemeint ist.

der Knabe vor allem auf die Lieder der Herrnhuter gewiesen und zu deren Auswendiglernen angehalten.

1771 raffte der Tod den alten kränkelnden Diakonus hinweg; die Tante zog mit dem Neffen in ihr Vaterhaus zurück nach Krakau bei Magdeburg, wo der ehrwürdige Prediger Matthias Matthisson und seine greise Gattin Tochter und Enkel nach Patriarchenweise aufnahmen. Obwohl die Mutter jetzt ihren Friedrich wieder nach Hause nehmen wollte, ließ der Großvater ihn nicht von sich. Er wollte bis zu seinem Ende Vaterstelle an dem Verwaisten übernehmen. Den Unterricht des Enkels leitete er selbst trotz seines hohen Alters und seiner Berufsgeschäfte, und er wußte des Knaben Teilnahme vor allem auf die klassischen Sprachen zu lenken, die er „als die solidesten Grundlagen zu allem Nützlichen und Schönen betrachtete". Auch weiterhin hing der junge Matthisson mit schwärmerischer Liebe an seiner jugendlichen Tante, die ihm der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheiten war. Um so furchtbarer mußte ihn der unerwartete Schlag treffen, als das junge Mädchen einem plötzlichen Fieberanfall erlag. Von Verzweiflung gepackt, in seinem kindlichen Gemüt fassungslos dem Gewaltigen gegenüber, war er kaum von der teuren Entschlafenen zu trennen. Als man den Sarg einsenkte, war ihm zu Mut, „als ginge vor seinen Augen die Welt unter".

In Klopstocks Messiade, auf die ihn die Verstorbene selbst hingewiesen, und in Elisabeth Rowes „Sendschreiben von Verstorbenen an Lebende" fand er Trost und Beruhigung in dem Gedanken, daß die Geister der Verstorbenen die Hinterbliebenen segnend und teilnehmend umschweben bis zur einstigen Wiedervereinigung. Bald riß der Tod eine neue Lücke in dem Kreis von Matthissons Angehörigen: der Großvater Matthias folgte seinem schmerzlich vermißten Lieblinge nach. Nun war der Knabe zum dritten Male verwaist, diesmal eines väterlichen Versorgers und Beraters beraubt, zu dem er auf-

geschaut hatte in Ehrfurcht und Bewunderung, dessen Lebens- und Berufserfüllung ihm als höchstes Ideal vor der Seele schwebte. Auch nach dem Tode wirkte des Großvaters Fürsorge für seinen Enkel noch weiter. Frommann, Abt zu Klosterbergen, nahm einem früheren Versprechen gemäß den Zögling seines Freundes als Freischüler in die Anstalt auf.

Der Übergang nach Klosterbergen war für den jungen Matthisson von einschneidender Bedeutung. Der Knabe kam aus dem Einzelunterricht seines Großvaters hinein in die allerdings meist recht unangenehmen Verhältnisse einer großen Lehranstalt, was eine Erweiterung seines bis dahin auf kleine Verhältnisse beschränkten Gesichtskreises bedeutete. Mancherlei Freundschaften knüpften sich an. Mit einem jungen Berliner, Coppius, brachte Friedrich Matthisson das Bestreben zusammen, Front zu machen gegen das Treiben, das sich die Mehrzahl der Anstaltsschüler — meist junge Adlige — erlaubte. Durch ihr anmaßendes Wesen in Kleidung und Benehmen bildeten sie eine stete Opposition gegen die Lehrer und boten zu dauernden Reibereien Anlaß. Vor den drohenden Verführungen und Versuchungen suchte Matthisson sein Gewissen zu wappnen, indem er Lavaters „Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“ mit seiner rigoristischen Moral zu seiner Bekenntnisschrift machte. In dieser Zeit nun erwachten seine poetischen Neigungen. Matthisson selbst führt auf den Einfluß seines Lehrers Friedrich Schmit [1]), der als Mitarbeiter am Göttinger Musenalmanach seinen Gefühlen im Geiste Petrarkas Ausdruck verlieh, seine Liebe zur Dichtkunst zurück, „die kurz darauf durch Höltys Gesänge noch stärker angefacht wurde“.

Matthissons Sprachstudien nahmen guten Fortgang. Er versuchte sich in Übersetzungen aus Horaz und Anakreon,

---

1) Mit den Gedichten Schmits (M.s Lyr. Anthologie VIII) zeigen Matthissons Jugendgedichte in Überschriften, Inhalt und einzelnen Wendungen entschiedene Ähnlichkeit.

und einige dieser Lieder wurden von seinem Lehrer Borheck aufgenommen in die „Klosterbergischen Vorlesungen“ [1]). Ins Englische und Italienische wurde Matthisson eingeführt durch seinen schon erwähnten Lehrer Friedrich Schmit. Sein Eifer, sich in diese Sprachen zu vertiefen, wurde angefacht durch die Begeisterung, die Grays Kirchhofselegie in Gotters Übersetzung und Heinses Tassobiographie bei ihm erweckten.

Schmits wohltuender Einfluß wurde 1774 abgelöst durch die Einwirkung Christian Gottlieb Perschkes auf Matthissons Geistesleben. Der durch den Tod des Abtes Frommann 1774 veranlaßte Rektoratswechsel — Resewitz aus Kopenhagen trat an seine Stelle — zwang mehrere tüchtige Lehrer zum Abschied. So ging auch Schmit, und er wurde ersetzt durch Perschke, der durch sein begeisterndes, herzliches Wesen bald den jungen Matthisson gefangen nahm. Ein besonderer Nimbus haftete dem Lehrer in den Augen des Schülers noch an: Perschke hatte zu Göttingen in persönlichem Verkehr mit dem bewunderten Hölty gestanden. Gegenseitiges Vertrauen schuf die Beziehungen der beiden immer mehr zu herzlicher Freundschaft um. Sie lasen zusammen Addisons „Zuschauer“ und begeisterten sich an Macpherssons Ossian und an Shakespeare. Der Hinweis auf Herders „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ erweckte seine hebräischen Studien von neuem.

Besonderer Erwähnung bedarf noch die Freundschaft, die Matthisson an Jakob Friedrich Rosenfeld knüpfte. Rosenfeld bereitete sich auf dem Liebfrauenkloster zu Magdeburg für die Universität vor und war mit Matthisson schon seit einigen Jahren bekannt. Gleiches Streben, gleiche Liebe zur Poesie einte die jungen Leute. Rosenfeld besaß zudem noch eine nicht unbedeutende musikalische Begabung, die er auch auszubilden suchte. Sein Ideal sah der Jüngling in der „Verschwisterung von

1) Die nicht zugänglich waren.

Poesie und Musik"; er trug sich mit Opernplänen, deren Stoffe „aus dem historischen Bildersaale des deutschen Helden- und Rittertums entliehen waren" —, ein bemerkenswertes Zeichen im kleinen für die Zeit gärender Opernreformen. Dauernder schriftlicher Gedankenaustausch hatte die Freunde einander sehr nahe gebracht. Im Sommer 1777 wanderten sie zusammen hinaus, um ihren erwählten Helden, Friedrich den Großen, im Kreise seiner sieghaften Truppen bei einer Heerschau zu bewundern. Beide Freunde wurden dann auf Betreiben Perschkes in die Magdeburger Freimaurerloge trotz ihrer Jugend aufgenommen. Matthisson verdankt der Loge, wie er in seiner Selbstbiographie gesteht, vielerlei Anregung, Beziehungen und Bewahrung vor mancher Jugendtorheit. Im Frühjahr 1778 unternahmen die Freunde unter Leitung ihres verehrten Perschke und in Begleitung eines jungen Holsteiners eine Fahrt nach Dessau. Basedows Philanthropin und die Wörlitzer Parkanlagen machten großen Eindruck bei allen vier Besuchern.

So waren die Jahre des Aufenthaltes in Klosterbergen für den jungen Mattthisson eine Zeit lebhaften geistigen Antriebs. Er hatte gute wissenschaftliche Fortschritte gemacht, wie sein Abgangszeugnis beweist, als er sich nun anschickte, auf die Universität überzusiedeln. Liest man die Selbstbiographie des Dichters (bezw. den auf ihr fußenden Döring) über die Klosterbergische Zeit Matthissons nach, so erhält man den Eindruck, als ob der junge Mann in harmlosem Jugendfrohsinn mit schwärmerischer Begeisterung für die üblichen Ideale zeitgenössischer Jugend seine Schulzeit dort verbrachte. Seit einiger Zeit sind wir besser über das Seelenleben des jungen Matthisson in jener Periode berichtet. 1899 wurde ein Tagebuch Matthissons[1]) aufgefunden, das uns peinlich genau mit den seelischen Zuständen des Schülers Matthisson bekannt

1) Karl Helm, Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend. Neue Heidelberger Jahrbücher X (1900). K. Helm weist in seiner Einleitung

macht. Wir erstaunen, welche Selbstquälerei uns entgegentritt.

Kein Tag des ganzen Vierteljahrs, von dem das Tagebuch Bericht gibt, vergeht, ohne daß Matthisson sich die verzweifeltsten Vorwürfe macht, „nicht tugendhaft gelebt, nicht die Vorschriften seines Schöpfers erfüllt zu haben“. „Ganz fern von den Wegen, die die Tugend zu wallen gebeut, habe ich diesen Tag geendet! O! Wo sind die Gedanken an meine Bestimmung?“ (d. 8. Febr.). „Wie sehr, wie sehr geh' ich noch den Weg der Sünde. Diesen Tag brachte ich wieder so hin ohne das Heil meiner Seele zu bedenken!“ (d. 9. Febr.). In tiefster Zerknirschung überhäuft er sich mit Anklagen und Vorwürfen — in welch' übertriebener Weise, mag ein Beispiel zeigen: „den 24. Jan. . . . . heute an dem Tage, wo ich nur aufrichtige wahre Reue hätten empfinden sollen, trank ich einige Gläser Wein, weil heute alle Scholaren, als den Geburtstag unseres Königs feyrten! O! wie viele waren da, welche so schlecht für ihre Seele sorgten! Übermorgen Communiontag und heute in Sünden gelebt!“ — Erkennt man auch in der Überschwenglichkeit der Gefühle und des Ausdrucks, in der Vorliebe für Selbstbeobachtung und Selbstquälerei die typischen Züge der Sentimentalitätsepoche, so fällt bei dem jungen Matthisson doch ein besonders starkes religiöses Empfinden auf.

Einer Pastorenfamilie entstammend, auferzogen im Hause eines pietistischen Oheims und eines ehrwürdigen Seelsorgers kam der Knabe in das, wie Matthisson selbst sagt [1]), pietistische Klosterbergen [2]). Alle diese Einflüsse, sowie

---

darauf hin, daß dem Tagebuch, das die Zeit vom 13. Jan. bis 10. April 1777 umfaßt, schon Aufzeichnungen vorausgegangen sein müssen. Alle diese Tagesbemerkungen gehen sichtlich auf den Einfluß Lavaters und Perschkes zurück (s. Lit. Nachl. I, 256: Perschke hielt M. an, „täglich etwas Selbstgedachtes oder Selbstempfundenes zu Papier zu bringen“).

1) Lit. Nachl. I, 243/4.

2) Friedr. v. Köpken und Wieland, beide Schüler von Kloster-

die Ereignisse seiner ersten, äußerlich nicht glücklichen Jugend haben den Grund zu tiefer, etwas überschwenglich sich äußernder Religiosität gelegt[1]). Täglich fleht Matthisson zum Herrn „mehr und mehr seinen Geist zu stärken zur Tugend", „Kraft und Linderung seiner Seele zu geben". In tiefster Verzweiflung ruft er: „HErr! HErr! Ich flehe Dich um Deiner Erbarmung willen rühre doch einmal mein Herz wieder, öffne es doch dem sanften Gefühle der Tugend ganz!" Seinen Trost findet der Unglückliche in einem starken, unerschütterlichen Gottvertrauen: „Ich traue der Gnade des Allmächtigen er wird mir helfen". (d. 11. Febr.) „Ich weiß es der Herr wird mir gewiß dazu verhelffen, daß ich meine Neigungen immer mehr bekämpfe und mich ganz so bilde wie es der Allmächtige befiehlt, der mir gewiß seinen Segen verleihen wird". (d. 17. Febr.) Der Herr wird ihn fördern, daß er fähig wird, Gott zu schauen; denn das ist es, worauf sich alle seine Zukunftsgedanken zusammenschließen. „Nie müsse mein Geist, der den Augenblick den er zu wallen hat nur zu oft für seine Bestimmung hält, seine wahre Bestimmung verkennen, der er geschaffen ist. Nicht ward ich, hier ein kurzes, unvollkommenes Leben zu führen, nein ich ward, damit ich noch dann wenn die Bahn des Lebens durchlauffen ist, dort, wohin noch kein Auge geblickt, Gott schauen sollte —". So sehnt er sich diesem Ziele entgegen, fort aus dieser Welt der Versuchungen und Anfechtungen. „Der Herr sieht mein Elend und er wird es enden!"

---

bergen, bestreiten eine übertrieben pietistische Einwirkung der Anstalt auf die Schüler. Vgl. Franz Muncker, Aus Fr. v. Köpkens Autobiographie. Im neuen Reich 1881. II, 562 f.; vgl. dagegen Raumers hist. Taschenbuch X (1839), 381 (Chr. Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen zusammengestellt und mitgeteilt von C. W. Böttiger).

1) Limbach, dem das von Helm veröffentlichte Tagebuch gar nicht bekannt ist, urteilt über M.s Religiosität eben so überlegen sicher als oberflächlich und falsch (a. a. O. S. 21).

(d. 27. Febr.) „Es scheint als wenn eine Krankheit in meinem Innern schliche, die nichts als der Tod heilen werde — Oft sehne ich mich nach der Ewigkeit, und würde ihr in manchen Stunden des Nachdenkens mit offenen Armen entgegeneilen, oft hefftet sich wieder meine ganze Seele auf Erdgedanken —". Diese letzte Eintragung zeigt recht deutlich, wie der Sechzehnjährige die zwei Seelen in seiner Brust fühlt, ohne den erlösenden Ausweg aus dem Zwiespalt zwischen Himmelssehnsucht und Erdgedanken zu finden. Er sieht ein überirdisches, übersinnliches Ziel vor sich aufragen, fühlt die Hitze seines Bluts, kurz seine ganze Erdschwere — und wird mit der Welt nicht fertig. Die Folge davon ist, daß sein Empfinden bei dem Mangel alles Welt- und Lebensblickes sich nicht darstellt als ein Ergebnis tiefer Welterfassung, sondern als die Folge des Unvermögens, sich in der Welt und ihrem Reichtum zurechtzufinden, daß seine Gefühle unecht, wenn nicht gar unwahr, kurz daß sie — sentimental werden. Zeugnis dafür sind neben seinen Herzensergüssen im Tagebuch auch seine poetischen Versuche aus jener Zeit. Das Tagebuch selbst enthält nur einige wenige bis dahin ungedruckte Verse, holprig in Form und Reim, die nur dadurch bedeutsam sind, daß sie zeigen — im Vergleich zu den veröffentlichten Gedichten jener Zeit —, wie Matthisson an seinen Poemen zu feilen pflegte, ehe er sie an die Öffentlichkeit treten ließ.

Unter den „Liedern Breslau. 1781" finden sich eine ganze Reihe Gedichte, die völlig der Stimmung des Tagebuches entsprechen. Es sind vor allem die Gedichte des Jahre 1776 und 1777, z. B. „An den Tod":

„Kronengeber, o Tod! eile, entkette mich!
Bring die Palme des Sieges mir!",

„Wehmut", „Todesgedanken":

— „Dann wird hin ins bessre Leben,
Licht umstralt, mein Geist entschweben,
Sich des Anschauns Gottes freun,
Hochbeglückt auf ewig sein!",

oder „Beruhigung“ mit der Mahnung:

„Dulde gelassen! Gott ist die Liebe!“

Man kann sich bei diesen Gedichten dem Eindruck nicht verschließen, daß der Dichter an den Bildern und Vorstellungen seiner geistigen Welt um so krampfhafter sich anklammert, je mehr die sinnliche auf ihn einstürmt, und die hierin liegende Unwahrheit ist's, was wir verdammen. Diese innere Haltlosigkeit tritt am deutlichsten bei den religiösen Gedichten hervor, läßt sich jedoch auch an manchen anderen aufweisen. Die Hervorhebung des Gegenteils klärt. Überall dort, wo der temperamentvolle junge Dichter sich seinen „sündigen“ irdischen Empfindungen überläßt, tritt der innere Dualismus zurück, die Gefühle werden wahrer, wärmer, zu Herzen gehender, um sofort, wenn sich Theorie, Begriff oder übersinnliche Idee hinzufinden, wieder ins sentimentale zu fallen.

Zum ersten Male hatte der Knabe den wohltuenden Einfluß weiblichen Wesens durch unbewußte, schwärmerisch-liebende Verehrung erwidert, als er in Großensalza unter der liebevollen Leitung seiner jugendlichen Tante stand. Von dort aus knüpften sich durch seinen Ohm Beziehungen nach Magdeburg, wo er vor allem im Köpkenschen Hause während seiner Schulzeit in Klosterbergen stets herzliche Aufnahme fand. Aber auch in einer Familie M — muß der junge Matthisson Verkehr gefunden haben, denn sein Tagebuch berichtet aus den Januartagen 1777 von seiner schwärmerischen, unschuldigen Liebe zu einem liebenswürdigen Mädchen H — —, das er auf der Rückkehr aus den Weihnachtsferien in Magdeburg in der Familie M — aufsuchte [1]). Noch

1) K. Helm a. a. O. S. 87 weiß nichts näheres über die „Demoiselle H . . . . M . . . . in Magdeburg“. Auf Grund des mir von den Verwandten des Dichters freundlichst zur Verfügung gestellten Stammbaums der Familie Matthisson wage ich die Vermutung, daß hier an eine Kusine des Dichters, Henriette Matthisson, zu denken ist. Das Tagebuch spricht von „den Demoiselles M“, was gleichfalls stimmt, wenn

tagelang wirkten die „Regungen von Wonnen, die sich nur empfinden, aber nicht sagen lassen“ bei dem „empfindsamen Jünglinge“ nach, und die „allzusüßen Empfindungen“ jenes Nachmittages störten noch oft seine Aufmerksamkeit beim Unterricht. Diese echt schülerhafte Liebe war auch Gegenstand der Unterhaltung im Kreise der Klosterbergischen Freunde: „es wurde die Frage aufgeworffen, ob eine keusche Liebe auf Schulen zu billigen sei?“ Und gleich mischt sich hier, wo die Theorie sich an Fragen der Lebenspraxis heranmacht, das übersinnliche Element der „himmlischen Tugend“ ein, diese verdrängt das Bild der Geliebten, die Liebe zum Mädchen wird zum „Nuzzen“ bringenden Mittel, um die vollkommenste Tugend zu erreichen.

Echter und tiefer sprechen M.s Gefühle an, wenn dieses fremde Element ausgeschaltet ist, und der Dichter sich seiner Leidenschaft überläßt. Ein Liebeserlebnis aus den Ostertagen des Jahres 1777, als sich Matthisson „auf dem Lande“ (?) aufhielt und unter dem beglückenden Eindruck der erwachenden Frühlingsnatur stand, hat sich in Tagebuchnotizen niedergeschlagen[1]). „Was ist's

---

Henriette, Wilhelmine und Karl M. nicht — was ganz unhaltbar ist — als (illegitime?) Geschwister, sondern als Vetter und Basen des Dichters zu gelten haben.

1) Im Hinblick auf eine Briefnotiz Matthissons (Klosterbergen 4. 4. 1799 an die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau MVAG V, 446): „. . . da draußen ist der hohe Rüstergang des Klostergartens, wo so manches wässrige Lied an den Mond gedichtet wurde und weiterhin sehe ich den Kirchturm des Dörfchens, wo ich in die Tochter des Predigers verliebt war“, sei folgende Nachricht aus der Chronik der Matthisson-Stiftung zu Hohendodeleben hiermit in Zusammenhang gebracht: M. war mit Johanna Rosenfeld, der Schwester seines Freundes, in Hohenwarsleben heimlich verlobt. Aber deren Elterngroßmutter konnte sich in dies Verhältnis nicht schicken, weil sie in ihm „keine genügende Garantie für sichere Versorgung“ zu erblicken vermochte. Johanna war ganz und gar auf die sentimentale Art ihres Freundes gestimmt, dessen Gedichte und Briefe sie ihr Leben hindurch als wertvollen Schatz bewahrte. Sie heiratete später einen Dr. Zeitz; in ihrem Nachlaß fand sich leider nichts auf Matthisson Bezügliches vor.

was Du empfindest mein Herz? Ist es schmelzende Wehmut? — Was ist's was mir den Busen so hoch hebt? — Kannst du's fassen Herz? — Klopfe ruhiger! Du stürmst wie draußen der saußende Nord der an dem schönen Himmel die Wolken umhertreibt — du bist trübe meine Seele, wie draußen der lenzische Himmel den der böse Nord in dunkele Wolken hüllt. — Mein Herz schwimmt zwischen Wehmut und Zärtlichkeit; Gott von welcher Regung wallet mein gepreßter Busen so hoch? — Mir wird's besser denn eine balsamische Thräne macht meinem gepreßten Herzen Luft — Heilig! tausendmahl heilig! sei mir dieser Tag! — (d. 1. April). Alle seine Gedanken weilen bei der Geliebten. „Auf einmahl ward mir das wieder so lebhaft, ich sah den Engel vor mir mit all seinen Reizen, und er füllte wieder meine ganze Seele —" (d. 2. April). „Ich soll sie heute sehen! — Ein ganzer Himmel liegt in diesem Gedanken! — Aber graue Regenwolken ziehen über das Thal herauf und der Sturm braußt. — Tausendmahl habe ich Gott schon gebeten, daß er dem Sturm zu schweigen gebiete". (d. 4. April). Matthisson gedenkt der Geliebten, „wenn der Tag anfängt, wenn der Mond durch die Bäume herabscheint", er stürmt des Nachts hinaus in den wütenden Sturm, „vielleicht finde ich Trost für mein sinkendes Herz; ich will Ihren Namen in Buchen einschneiden und dabei den Wohnplatz der stillen Ruhe das kleine Dorf anblikken, das den Engel einschließt".

Auch die Liebeslieder jener Tage, die sich in der Ausgabe von 1781 finden, zeigen z. T. nicht den ausgesprochen sentimentalen Charakter, sondern verraten hier und da eine echte, leidenschaftliche Blutwelle [1]).

Wertvoll wird das Jugendtagebuch Matthissons auch durch die ersten Äußerungen seines Naturgefühls. Die Schönheiten der erwachenden Natur nehmen den empfind-

1) Lieder. Breslau 1781: „Laura", „Die Schlummernde", „Liebespein", „Die Erscheinung", und Lieder. Dessau 1783: „Wonne der Liebe".

samen Jüngling gefangen; er schaut dem Untergang der Sonne zu und bewundert den roten Abendhimmel, der sich in den klaren Teichen spiegelt. Er, der „ein Schüler der Natur", zu werden sich befleißigt, der „in ihren mannigfaltigen Schönheiten auflebt", hat ein unbestimmtes Gefühl der Befriedigung, wohltuenden Wohlgefallens bei ihrem Anschaun; mitunter wird ihm die Natur auch, wie so manches, „Lehrer der Weisheit Gottes". Es ist nichts von dem modernen Naturgefühl zu spüren, von der „sympathetischen Verschmelzung des wirkenden Natureindrucks mit der momentanen Seelenstimmung" [1]), es ist ein durchaus vorgoethisches, rousseausches Naturgefühl.

In diesen Anschauungen zollt der junge Matthisson der Strömung der Zeit seinen Beitrag, die gekennzeichnet ist durch die Namen: Werther und Siegwart. Diese beiden Werke haben in der Tat, wie Matthisson in seiner Selbstbiographie erzählt, einen ungemein tiefen und moralisch fördernden Einfluß auf die Klosterbergischen Schüler ausgeübt, mehr als alle Kathederlehren. Matthisson selbst ergeht sich in seinem Tagebuche in schwärmerisch-phantastischen Wünschen, „nur einen so seligen Tag zu leben, wie ihn Siegwart und Marianne in ihrem Glücke lebten", „ein solches Mädchen wie Marianne nur einmahl zu sehen". Auch mit Hermes, dem Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", wurden Briefe getauscht voll Dankbarkeit und Herzlichkeit.

Abhängig zeigt sich der junge Dichter nicht nur allgemein von den Anschauungen seiner Zeit, sondern frühzeitig treten Persönlichkeiten in seinen Gesichtskreis, an denen der anlehnungsbedürftige Matthisson besonders auch dichterisch Halt und Vorbild gewinnt.

Daß und in welch hohem Maße Matthisson in jener Zeit seiner ersten Dichtungen durch Hölty, sein bewundertes Ideal, beeinflußt ist, zeigt die Arbeit von L. Bo-

---

1) Alfr. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls. 2. Ausgabe. Leipzig 1892.

schulte[1]) zur Genüge. An der Hand vieler Parallelen wird die Anlehnung Matthissons in Stoff, Empfindung und gewissen Eigenarten bewiesen, und zugleich das Zurückbleiben der Matthissonschen Poesie hinter der Höltys richtig erkannt und begründet. Gegenüber den aus tiefer Seele quellenden Gefühlen Höltys nehmen sich die meist blutlos-sentimentalen Gedichte des jungen Matthisson allerdings wie erkünstelte, nach Art der Anakreontiker „ohne Liebe und Wein" „erdichtete" Verse aus. Doch geht Boschulte wohl zu weit, wenn er Matthisson durchaus unter die Schemendichter rechnet, „die sich nur in die Stimmung von Liebenden hineinversetzt haben, ohne selbst von der Liebe ergriffen zu sein" (a. a. O. S. 9). Boschulte selbst erkennt einigen Liedern Matthissons jener Zeit Lebensfrische, die nur auf wahrem Gefühl fußen kann, zu (z. B. „Freudenlied" (1778), „Trinklied" (1778), „Badelied" (1778)), und hier sei noch auf das Tagebuch Matthissons und die damit im Zusammenhange erwähnten Lieder verwiesen, um Matthisson doch wenigstens die Befähigung zu echter Empfindung zuzusprechen[2]).

Nachdem Matthisson noch der Trauung seiner Schwester mit dem Prediger Beust beigewohnt hatte, siedelte er 1778 mit seinem Freunde Rosenfeld auf die Universität Halle über. Beide jungen Leute studierten Theologie, Rosenfeld ohne besondere Neigung, mehr auf den Wunsch

---

1) L. Boschulte, Zur Charakteristik der Poesie Matthissons. Diss. Jena 1899.

2) Da Matthisson in seiner Selbstbiographie mit besonderer Betonung eines Gedichtes gedenkt („Die Betende") „als des einzigen lyrischen Versuchs aus jener Zeit, welcher durch alle Ausgaben seiner Poesien sich erhielt, und woran er niemals eine Silbe änderte", eine Notiz, welche auch Döring und Boschulte unbesehen übernehmen, so sei hier darauf hingewiesen, daß die Fassung des Gedichts in der Ausg. l. Hd. und in der Ausg. Zürich 1794 gegenüber der 1. Fassung von 1781 folgende Abweichung zeigt: Str. 1: „Frieden Gottes in ihr krankes Herz" (A. l. Hd. u. Ausg. 1794); „Tröstung" (1. Ausg. 1781). Eine weitere Veränderung in Str. 3 hat in Kürschners Nat. Lit. Bd. 135 S. 203 Platz gefunden.

seiner Eltern hin; beide Freunde wandten aber ihre Teilnahme vor allem ihrer Lieblingsbeschäftigung zu, den schönen Wissenschaften und der Kunst. Die reichhaltige Bibliothek Niemeyers, in dessen Hause sie durch Köpkens Empfehlung verkehrten, bot ihnen vielseitige Anregung, und das Studium der Homerübersetzungen von Bürger und Stolberg wurde mit größerer Begeisterung getrieben als der theologisch-philosophische Kursus bei Semler, Rösselt, Knapp u. a. Rosenfeld wandte sich schließlich ganz vom Predigerberuf zum Musikstudium, und auch Matthisson ging nach mehreren „fleißig memorirten" Versuchspredigten auf Halleschen Dörfern zur Pädagogik über auf den Rat eines Arztes, da er nach jeder Predigt über Brustschmerzen zu klagen hatte. Die Begeisterung für Rousseaus „Emile", Trapps pädagogisches Kolleg sowie seine Vorliebe für das Dessauer Philanthropin machten ihm den Übertritt zum Erziehungsfache leichter. Seine Allgemeinbildung förderte Matthisson in Halle durch das Studium der Lavaterschen physiognomischen Fragmente, die ihn wiederum anregten, mit der bildenden Kunst überhaupt und im besonderen mit Winckelmann sich zu beschäftigen.

Unter den deutschen Dichtern wurde Klopstock jetzt sein Ideal[1]). Niemeyers fast an Vergötterung grenzende Vorliebe für den Messiassänger und des berüchtigten Dr. Bahrdt glänzende Rezitation der Messiade mag dazu beigetragen haben. Bald zeigen Matthissons Gedichte Klopstocks Einfluß, zunächst nur vereinzelt, um dann im zweiten Zeitraum Matthissonscher Dichtung (1787—1794) immer unbedingter ihm zu verfallen. Schon die Gedichte „An die Freiheit" (1778) und „An einen Bruder" (1778) (Lieder. Breslau 1781 S. 9. 17) zeigen durch Gedanken — Gott, Vaterland, Freundschaft, Freiheit — und Schwung des Ausdrucks durchaus mehr Verwandtschaft mit Klopstock als

1) Einige neue Parallelen zwischen Matthisson und Klopstock bringt Limbach a. a. O. S. 25 f.

mit dem zarteren Hölty[1]). Die Erwähnung Hermanns, der Eichen, des Eichenhains, des Eichensprößlings, die Betonung des Deutschen, Vaterländischen weisen auf den kerndeutschen Barden. Überhaupt atmet die Poesie Matthissons aus seiner Studentenzeit einen etwas kräftigeren, freieren Geist im Gegensatz zu der Bedrücktheit der Schuljahre.

Freier, selbständiger konnte er sich ja jetzt auch entfalten, seinen Gesichtskreis erweitern. An einen Osteraufenthalt in Magdeburg schloß sich eine kurze Reise nach Berlin, die ihn mit Ramler in Berührung brachte. Durch die Loge lernte er in Aschersleben Gleim kennen, und eine Scholarenfahrt zu Weihnachten 1779 bei tiefem Schnee und strenger Kälte ins Thüringerland verschaffte den „Schneepilgern“ den Genuß einer Herderschen Predigt in Weimar.

Nach 2½jährigem Studium verließen Matthisson und Rosenfeld im Herbst 1780 die Universität; Rosenfeld ging nach Niederdodeleben zu seinem Vetter und Vormund, Matthisson zu seinem Oheim Calezki nach Coswig. Neben der Vertiefung seiner Universitätsstudien beschäftigte er sich hier mit der Herausgabe einer kleinen Anzahl von Aufsätzen, die teils von ihm, teils von Perschke verfaßt waren. Mit seinem früheren Lehrer verband ihn auch nach dessen Abgang von Klosterbergen ein eifriger Briefwechsel. Wenn es auch nicht möglich ist, die vier theologisch-philosophischen Abhandlungen der „Reliquien eines Freidenkers. Berlin 1781“ mit Bestimmtheit an die beiden Autoren zu verteilen, so können wir doch durch das Schriftchen einen Blick in Matthissons religiös-philosophische Welt tun. Gedanken eines aufgeklärten, tief aufgefaßten Christentums treten uns entgegen: die christlichen Bücher sollen Gegenstand eingehender Forschung werden, „die Herren Pfarrer sollen über theologischen Spitzfindigkeiten nicht das Große, Wesentliche, das unmittelbar Heil-

1) Boschulte setzt den Einfluß Klopstocks erst später an. A.a.O. S. 10. 15.

wirkende der Religion“ vergessen. Die übereifrige, anmaßende Orthodoxie wird bekämpft, ebenso aber auch der Spötter Voltaire wegen seiner „schwachsinnigen, trunkenen, irrredenden Philosophasterei über Menschheit, Welt und Schicksalsräder“ [1]).

Während seines Aufenthaltes in Coswig, von wo aus er wahrscheinlich auch seine erste in Breslau erschienene Gedichtsammlung zum Druck beförderte, stattete er dem Dessauer Philanthropin mehrere Besuche ab, die seine Freundschaft mit dem dortigen jungen Lehrer Olivier zur Folge hatten. Im Frühjahr 1781 ging ein sehnlicher Wunsch Matthissons in Erfüllung: er wurde zusammen mit einem Universitätsfreunde Spazier Lehrer am Philanthropin, das allerdings damals nicht mehr unter Basedows persönlicher Leitung stand. Wenn die Glanzzeit des Instituts im allgemeinen auch vorüber war, so traf Matthisson doch dort noch eine Anzahl hervorragender Lehrkräfte, u. a. Salzmann [2]), den späteren Begründer der Schnepfentaler Anstalt, und den auch in der Literaturgeschichte bekannten Christ. Lävinus Sander. Enge Freundschaft knüpfte Matthisson an den geistvollen und feinsinnigen Mann, aber das Schicksal trennte sie schon sehr bald — Sander ging für die Dauer seines Lebens nach Dänemark —, und nur einmal ist ihnen ein Wiedersehn vergönnt gewesen; trotzdem sind die Fäden ihres Verkehrs bis in ihr hohes Alter nicht zerrissen. Die erhaltenen Briefe Sanders (Lit. Nachl. II, 1—28) zeigen, mit welcher Liebe vor allem Sander an Matthisson hing, wie der in seinem Leben so freudlose, stets an den Norden gefesselte Mann die Beziehungen zu seinem so viel glück-

1) Vgl. hierzu das Gedicht „An einen Maler“ (Mannheim 1787 S. 52), wo als Gegenstück zu einem Christuskopf in aller satanischen, hogarthischen Bosheit ein Bild gemalt wird, das die Unterschrift erhält: Voltaire! Vgl. a. Ged. 1811 I, 323 Anm.

2) Im 2. Teile von Salzmanns Moralischem Elementarbuch (Leipzig 1783) finden sich eine Anzahl Beiträge Matthissons.

licheren Jugendgefährten aufrecht zu erhalten sucht. In seiner Dessauer Zeit war Sander Theaterdichter für die Liebhaberbühne der Anstalt, und in dieser Tätigkeit ist Matthisson einmal für ihn eingesprungen. Es ist sein erster und letzter, recht unbedeutender Schauspielversuch gewesen: „Die glückliche Familie". Im Jahre 1782 erschien eine weitere Veröffentlichung des jungen Matthisson: „Denkmale am Lebenswege. Leipzig 1782. Als Manuscript für Freunde gedruckt" [1]). In rhytmisch gehobener, unwillkürlich an Geßner erinnernder Prosa gibt Matthisson hier sentimentalische, fromme Herzensergießungen in biblischem Gewande, die sehr an die früher besprochenen Tagebuchaufzeichnungen anklingen. Bedeutsam sind diese prosaischen Aufsätze dadurch, daß sie die unmittelbare Grundlage für eine Anzahl Matthissonscher Jugendgedichte abgeben. Bis auf ganze Zeilen und Verse läßt sich die Umgießung der Prosa in die poetische Form verfolgen. (In Betracht kommen die Gedichte der Dessauer Ausg. 1783: „Beruhigung", „Elegie", „Lied der Schwermut", „Der Abend". „An Sander").

Bald waren auch die unzertrennlichen Freunde Matthisson und Rosenfeld wieder vereint, denn Rosenfeld zog nach Dessau, um dort unter Musikdirektor Rust seine musikalischen Studien fortzusetzen. Ein plötzlicher Schicksalsschlag zertrümmerte dieses harmonische Freundschaftsleben. Im Dezember 1782 fand Rosenfeld durch einen Sturz auf dem Eise einen jähen Tod. Seine Braut Elisa Bodenburg widerstand dem Gram um den Geliebten nicht lange; im Februar sah Matthisson sie noch einmal in Magdeburg; bald darauf erlag das blühende junge Mädchen ihrem Kummer. Tief griffen diese Ereignisse in Matthissons seelisches Leben ein, und immer

1) Wenn auch der Verfassername verschwiegen ist, so weist sie doch Schmidt, (Anhalt. Schriftstellerlexikon. Bernburg 1830) Matthisson mit Recht zu. Die „Denkmale" wurden abgedruckt: Deutsches Museum 1784 und Olla Potrida, Auswahl zerstr. prosaischer Aufsätze der Deutschen.

wieder sucht er seiner Erschütterung dichterisch Ausdruck zu geben [1]). Er fand wieder Trost und Halt „in dem Glauben an Wiederfinden und Wiedererkennen auf einer höhern Stufe der Veredlung"; auch Mendelssohns „Morgenstunden" gewannen Einfluß auf ihn. Eine Frühlingsreise ins Thüringerland sollte ihm über die traurigen Gedanken hinweghelfen. Matthisson suchte und fand wohlwollende Aufnahme im Hause des geselligen, leutseligen Statthalters Karl Theodor von Dalberg zu Erfurt, hörte in Weimar wieder Herder predigen und hatte das Glück, mit Goethe bekannt zu werden.

Der Schmerz um den verlorenen Freund ließ Matthisson nicht frei; der Besuch seiner Mutter, die den Verstorbenen gekannt, war ihm Wohltat. Schwer nur fand er sich jetzt in den Dessauer Verhältnissen zurecht. Zu der Öde, die des Freundes Verlust geschaffen, traten Unannehmlichkeiten mit dem Direktorium; zudem verließ Salzmann das Philanthropin, und auch Sander ging 1783 nach Kopenhagen [2]). Da kam der Vorschlag der Gräfin Juliane von Sievers, der Mutter von Matthissons liebsten Zöglingen, mit seinen beiden Schülern nach Altona zu ihr überzusiedeln, ihm sehr gelegen. Erfüllte sich doch hiermit zugleich auch einer seiner Lieblingswünsche: Klopstock in Hamburg zu besuchen! Nachdem er noch einige Tage Gleims Gastfreundschaft in Halberstadt genossen, dort Göckingk, Klamer Schmidt, Benzler, Villaume

1) Vgl. die Gedichte: Lieder. Dessau 1783 „An Rosenfeld", Gedichte. Mannheim 1787 „Die sterbende Elisa", „Totenfeier am Grabe Elisas" (Dialog und Chor), „Die Tugend. Dem Grabe Elisas geweiht", („Elisas Geburtstag" 1779), Schr. I, 42 „Trost an Elisa", Schr. I, 201 „Todtenopfer" (1793).

2) „An Sander" Ged. Mannheim 1787:

Sander, Du scheidest? Jetzt da immer bänger,
Immer schwüler und schwüler mir der Tag wird,
Immer steiler, dornichter, klippenvoller
Sich durch des Lebens — —
Nächtliche Wüsten meine Pfade winden?

und Fischer kennen gelernt und einen Einblick in Vater Gleims wohlgehüteten allerheiligsten Schatz, seine Briefsammlung, hatte tun dürfen, machte er sich mit seinen Schützlingen über Krakau und Magdeburg auf die Reise nach Altona[1]).

Die Gräfin Sievers hatte ihre Knaben vor allem zu sich gerufen, um die kurze Lebensspanne, die ihr bei ihrem leidenden Zustande noch vergönnt war, mit ihren Kindern zusammen zu sein. Dadurch lagerte sich ein leichter Schatten auch über Matthissons Aufenthalt in Altona. Die Aufnahme, die Matthisson im Sieversschen Hause fand, war eine überaus herzliche; neben der Gräfin, „einer Frau von männlichstarkem und weiblichmildem Charakter, die zurückverpflanzt schien aus den goldenen Zeiten der altrömischen Sitteneinfalt und Herzenskraft", trat ihm deren Bruder, ein Graf von Manteuffel, mit achtungsvoller Freundschaft entgegen. Mit großer Anpassungsfähigkeit wußte der junge Informator sich die gewandten Umgangsformen des welterfahrenen Aristokraten zu eigen zu machen.

Die Gräfin stand in der Behandlung des Dr. Hensler, seiner Zeit nicht weniger bekannt als Arzt wie als Philosoph, eifriger Sammler und geistvoller Erzähler. Er nahm sich des jungen Matthisson freundlich an, der ihm dafür stete Anhänglichkeit bewies. Am Krankenlager der Gräfin erschien auch Claudius, und Matthisson erwiderte in Begleitung seiner Zöglinge den Besuch in Wandsbeck. Die schlichte, feste Persönlichkeit Claudius' hat auf Matthisson nachhaltigen Eindruck gemacht, und

---

1) Worauf sich die Behauptung von Hosaeus, Allgem. deutsche Biogr. XX, 677 stützt, daß Matthisson schon 1781 oder 1782 einen Besuch in Altona gemacht habe, ist nicht zu ermitteln. Die von mir benutzten Quellen wissen hiervon nichts. Außerdem hätte Matthisson diesen wichtigen Besuch in der Nachbarstadt Klopstocks in seiner Selbstbiographie sicher vermerkt, wenn er ausgeführt worden wäre. Ich vermute ein Versehen von Hosaeus.

bei Claudius ist ihm der Mensch stets ebenso liebenswert gewesen wie der Dichter. (Schr. VI, 319).

Die wichtigste und ersehnteste Hamburger Bekanntschaft war aber für Matthisson ohne Zweifel die mit Klopstock. Am 25. Mai 1784 berichtet das Tagebuch[1]) von dem ersten Besuch Matthissons bei dem bewunderten Dichter. Die natürliche Liebenswürdigkeit des großen Mannes nahm ihn ganz gefangen, und von der freundlichen Aufforderung Klopstocks, ihn öfter zu besuchen, hat er gewiß gern Gebrauch gemacht. Die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern gestalteten sich recht freundschaftlich, denn als Matthisson nach 10 Jahren wieder Hamburg und Klopstock aufsuchte, war das Verhältnis der beiden noch immer ein herzliches und nahes, obgleich von einem Briefwechsel in der Zwischenzeit nichts bekannt ist. Klopstocks Charakter, an dem Matthisson vor allem den „Adel seiner moralischen und poetischen Individualität" bewunderte, die Anmut und Würde seines Wesens und Gesprächs zogen Matthisson lebhaft an; es ist sicher, daß er an diesem erhabenen Vorbilde sich selbst zu bilden bestrebt war. Schloß er sich so mit der ganzen Begeisterung seiner empfindsamen Jugend an Klopstock, den Menschen, an, so ist es verständlich, daß auch in der Poesie Klopstock sein Abgott wurde. Die pathetische Ausdrucksweise, die Manier, Mythologisches heranzuziehen, stilistische und formale Eigenarten führen den Beweis für seine meist verunglückte Nachahmung[2]). Ja, Matthisson hat sogar einige seiner älteren Gedichte in ein neues, mehr klopstockisches Gewand gekleidet. Selbstverständlich waren die Werke Klopstocks Matthisson durchaus geläufig, und reichlich sind daher Zitate aus Klopstock in die „Erinnerungen"

1) Ein Tagebuch Matthissons ist teilweise veröffentlicht von Hosaeus in den Mitteilungen des Ver. f. Anhalt. Gesch. und Altertumskunde V, 348 f.: Nachträge zu Matthissons Leben.

2) Boschulte a. a. O. S. 14 f.

eingestreut. Hatte Matthisson doch während seines Aufenthaltes in Altona an dem Werden Klopstockischer Dichtungen teilnehmen dürfen. Ein Tagebuchvermerk Matthissons kann uns zudem eine größere Bestimmtheit in der Datierung von „Hermanns Tod“ geben [1]).

Nicht lange hatte die Gräfin Sievers mehr zu leiden. Im Frühjahr raffte der Tod die Geduldige hinweg. Eine Wanderung durch schleswig-holsteinsche Lande sollte den Knaben über den heißen Trennungsschmerz hinweghelfen. Ihr führender Informator Matthisson verband mit der Frühlingsreise eine literarische Pilgerfahrt. In Eutin wurden Gerstenberg und Voß, in Kiel Karl Friedrich Cramer und Overbeck in Lübeck aufgesucht.

Im Sommer 1785 verlegte Graf Manteuffel, der an den verwaisten Sieversschen Kindern Elternstelle vertrat — von dem Grafen Sievers hören wir nur, daß ihn „Familienangelegenheiten“ im baltischen Vaterlande zurückhielten —, seinen Wohnsitz nach Heidelberg [2]). Mit Eifer lebte sich Matthisson in der neugebotenen Umgebung ein. Mehr als der landschaftliche Zauber, den das idyllische Städtchen ausübt, scheint die literarische Gesellschaft jener südwestdeutschen Kulturecke ihn angezogen zu haben. Binnen kurzem war er mit Jung-Stilling, Sophie Laroche, Pfeffel, August Hartmann, Iffland, Böck, Beil und Beck bekannt.

---

1) „Wann der Bardiet [„Hermanns Tod“] ausgearbeitet wurde, darüber fehlt uns jegliche Nachricht. Erst aus Gleims Brief vom Oktober 1785 ist zu vermuten, daß er bei seinem Hamburger Aufenthalt im Sommer dieses Jahres das nunmehr wohl vollendete Drama zu lesen bekommen habe“. (Frz. Muncker, Friedr. Gottl. Klopstock, Gesch. seines Lebens u. s. Schriften. Stuttgart 1888 S. 495). Nehmen wir hierzu die Notizen Matthissons: „1784 10. Sept. bei Klopstock; er hatte eben Hermanns Tod vollendet .... 26. Dezember teilte mir Klopstock das Manuscript von Hermanns Tod mit ....“ (MVAG V, 353), so ist, wenn auch nicht die genaue Arbeitsperiode, so doch der Vollendungstermin mit Bestimmtheit festzulegen.

2) Die Reise dorthin schildert Matthisson in einem Brief vom 17. Okt. 1785 an Köpken. Briefe 1795 I, 23.

In der Freundschaft mit Jung offenbart sich besonders Matthissons durchaus duldsames Wesen. Obschon er mehrfach Jungs „theologisches und philosophisches Denken, Glauben und Meinen“ scharf von sich weist[1]) und damit als „Freidenker“ dem Pietismus seiner früheren Jugend das Urteil spricht, weiß er in Jung den hochbegabten, strebenden, tiefangelegten, für das Wohl seiner Mitmenschen sich aufopfernden, edlen Menschen zu schätzen, den das Tagebuch seinen „vertrautesten Freund in Heidelberg“ nennt. Mit Sophie Laroche, die er in den Jahren 1785/86 bei Jung in Heidelberg und auch in ihrem eigenen Heim in Speyer sah, kam er nicht in nähere Berührung; wichtiger wurde sie ihm durch die Vermittlung der Bekanntschaft mit Bonstetten, der, um den Dichter der „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses“ kennen zu lernen, im Sommer 1786 einige Tage in Heidelberg weilte.

Von den vier berühmten Mannheimer Mimen ist Matthisson offenbar Böck am nächsten getreten. (Schr. III, 75). Unter Blütenbäumen oder in der Akazienlaube schwärmte er mit ihm bei Klopstocks Oden und goldenem Rheinwein von Liebe und Freundschaft, die Böck für das Leben des Lebens hielt[2]). Die Beziehungen zu den Mannheimer Freunden waren noch enger geworden durch die Übersiedlung des Grafen Manteuffel nach Mannheim im Frühjahr 1787. Hier wurde Matthisson „näher und vertrauter“ bekannt mit Charlotte von Kalb. Merkwürdigerweise erwähnen sämtliche sieben Bände der „Erinnerungen“ nichts von seiner Bekanntschaft mit dieser „großen und edlen Seele“, wie sie im Tagebuch

1) Lit. Nachl. I, 295; Schr. VI, 318.

2) Böck klagte Matthisson auch über die unschönen Intriguen seiner Freunde Iffland, Beil und Beck, die, um den tüchtigen Schauspieler dem Mannheimer Theater zu erhalten, bei Schröder in Hamburg aussprengten: „Böck sei zwar ein großer Schauspieler; aber schade! daß er keinen Abend mehr nüchtern sei“. (MVAG V, 354).

(MVAG V, 353) genannt wird [1]). Daß Matthisson auch Charlottens Schwester Eleonore näher gekannt hat, erfährt man in den „Erinnerungen“ auch nur nebenbei und versteckt. (Schr. VIII, 14). Die Frau Kammerpräsidentin von K... aus Weimar, die sich später nach Bamberg zurückzog, war Matthissons „teure Jugendfreundin“ in Heidelberg gewesen [2]). Sie war die erste Hörerin der „Elegie“ und ermunterte den zweifelnden jungen Dichter zu neuen Versuchen.

Verschiedene Andeutungen lassen darauf schließen, daß Matthisson in jener äußerlich so glücklichen Heidelberger Zeit nicht frei von seelischen Kämpfen war. „Matthisson était malheureux à Heidelberg“ schreibt Bonstetten in seinen Souvenirs [3]) und mehrere Gedichte jener Zeit deuten auf zarte Beziehungen Matthissons zu einer „Leidenden“. Hierher gehört eins von Matthissons besten Gedichten: „Julius an Theone“ (Ged. 1811 I, 58):

Nimmer, nimmer darf ich Dir gestehen,
Was, beim ersten Drucke Deiner Hand,
Süße Zauberin, mein Herz empfand.

Ferner: „Himmelsahnung“, „Mitgefühl“ (Ged. 1811 I, 76. 77) „An eine Leidende“, „Trennung. An Henriette“ (Mannh. 1787 S. 30. 21). Resigniert verzeichnet das Tagebuch (26. 7): „Ich verließ H — e [Henriette] ohne Lebewohl und ohne Hoffnung des Wiedersehns; denn das Ziel ihrer Leiden kann nicht mehr fern sein“. (MVAG V, 354).

Vielleicht hing mit dem hier verschleiert vorliegenden kleinen Roman auch z. T. die Rheinreise zusam-

---

1) Matthisson scheint Charlotte Anregung für ihre Romanschreiberei gegeben zu haben (MVAG V, 353), denn in ihrem mystischen Roman „Cornelia“ ist die traurige Geschichte Rosenfelds und seiner Braut als Motiv verwandt.

2) Vgl. das Gedicht: „Elegie an Sophie v. Seckendorf und Eleonore v. Kalb“. Ged. Mannheim 1787.

3) Souvenirs de Ch. V. de Bonstetten. Paris nnd Zürich 1832. S. 108.

men, die Matthisson im Herbst 1786 bis nach Düsseldorf führte. Sie brachte ihn zu Johannes von Müller, mit dem ihn die gemeinsame Bekanntschaft mit Bonstetten bald vertraut machte. Der vielgefeierte schweizerische Historiker hatte Matthisson viel von seinem Aufenthalt bei Bonstetten und dem wissenschaftlichen Leben in seiner Heimat zu erzählen. Zum Schluß überreichte er ihm als Angebinde einen Aufsatz, „zu dessen Besitz er durch die Güte eines gelehrten Reisenden gelangte". Es ist dies das „Fragment über die beste Leitung eines jungen Genies zu den Schätzen der Poesie", das erst 1890 aus Matthissons „Erinnerungen", in denen es 1795, 1812 und 1825 abgedruckt wurde, durch Aug. Fresenius wieder hervorgeholt wurde. Es gewinnt dadurch so große Bedeutung, daß es von der neueren Forschung fast allgemein für Herder in Anspruch genommen wird [1]), so daß es auch in die Suphansche Herderausgabe (Bd. 9) Aufnahme fand. Johannes von Müller und Matthisson sind später nur noch einmal und zwar im Unglücksjahre 1806 in Berlin zusammengetroffen. Er hatte sein „kühnes und urkräftiges Adlerwesen" von früher verloren; die alten Freunde waren auseinander gekommen. Über die Schmach, die Johannes von Müller später durch seine Charakterlosigkeit auf sich geladen, hat sich Matthisson nicht geäußert außer durch die Bemerkung von 1827, „daß sich Johannes von Müllers Ruhm immer mehr und mehr im Zeitenstrome zu läutern beginne". (Schr. VIII, 55).

Matthissons Reise ging weiter nach Köln, dem er wenig Geschmack abgewinnen konnte. Nach Düsseldorf zog ihn vor allem die berühmte Gemäldegalerie, in der ihm endlich der Genuß eines Raphaelschen Gemäldes winkte. Auch in Mannheim hatte er der Bildersammlung und dem schon von Goethe und Schiller bewunderten

1) Zwei Referate über die Mitteilung von Fresenius in der Gesellsch. f. dt. Lit. zu Berlin: Deutsche Lit Ztg. 1890 N. 12 und Vossische Zeitung 1890 N. 91.

Antikensaal eingehendes Studium gewidmet. In Düsseldorf wurde ihm ein kunstverständiger Führer in Wilhelm Heinse, mit dem er in der Verehrung für Vater Gleim sich einig fühlte. Heinse gab ihm für seine Nachrichten aus Gleims Musenheim die lebendigen Eindrücke seiner eben hinter ihm liegenden italienischen Reise (1780—83), die ihm um so gegenwärtiger waren, als er soeben ihre Verarbeitung im „Ardinghello" beendet hatte. Schon regten sich in Heinse die Ideen, dem Hymnus auf die bildende Kunst eine Verherrlichung der Musik — Hildegard von Hohenthal (1795)[1]) — und eine ästhetische Bearbeitung seiner Aphorismen über die Probleme des Schachspiels an die Seite zu stellen. Matthisson spürte das Wehen des genialen Hauches, der von dem Feuerkopf Heinse ausging, und ließ wie früher Heinses Schriften jetzt dessen genialische Persönlichkeit auf sich wirken. Heinse hatte einst Matthissons Raphaelbegeisterung angeregt; jetzt wurde er ihm der geistreichste Interpret des großen Meisters.

Durch ihn wurde Matthisson dann noch ein Bekanntwerden mit Friedrich Heinrich Jacobi vermittelt, in dem er nach seinem „Allwill" den Ebenbürtigen des wertherischen Goethe bewunderte. Jacobi mag ihm auch in seiner Gefühlsphilosophie, die sich, ohne orthodox zu

---

1) Die Notiz Matthissons (Schr. II, 88): „Heinse brachte [in Italien] mit dem brennendsten Eifer auch Materialien zu einer musikalisch-romantischen Dichtung zusammen, die er dem Ardinghello zum Seitenstück bestimmt", bestätigt die Vermutung R. Rödels, J. J. W. Heinse. Leipzig 1892 S. 188, daß bei Hildegard von Hohenthal „wie bei dem Ardinghello Tagebücher und sonstige Aufzeichnungen, in denen sich das Material schon ausgearbeitet vorfand, als Unterlage gedient haben". Gleichzeitig ist ein Gegensatz zu H. Müller (Vierteljahrsschr. f. Musik 1887 S. 572), der an eine geplante theoretische, schönwissenschaftliche Arbeit über Musik bei den Materialien der Hildegard denkt, darauf hinzuweisen, daß Heinse schon 1786 an eine dem Ardinghello parallele „romantische Dichtung" — nach Matthisson — gedacht hat.

werden, gegen den Materialismus der Encyklopädisten wandte, stets sympatisch gewesen sein.

Von Düsseldorf wandte sich Matthisson wieder heimwärts nach Mannheim. Ein heftiges Fieber befiel ihn, und dem Genesenden war eine längere Erholung sehr rätlich. Da bot ihm Bonstetten, der schon der Mäcen Johannes von Müllers gewesen war, in treuer Freundschaft einen sorgenfreien Aufenthalt auf seinem Landsitz bei Bern. Die Verpflichtungen gegen den Grafen von Manteuffel lösten sich leicht, und so trat Matthisson im Sommer 1787 die Reise nach der Schweiz an. Die Fahrt, die ihn über Stuttgart, Ulm, Konstanz, Schaffhausen und Zürich nach Bern führte, benutzte Matthisson wie stets geschickt dazu, sich mit allen wissenschaftlich, künstlerisch und besonders literarisch bekannten Persönlichkeiten, an denen ihn sein Weg vorbeiführte, bekannt zu machen. So führte er im Stuttgarter Kreise seines Freundes Hartmann sich ein (Haug, Huber, Schubart, Conz, Zumsteeg), besuchte Miller in Ulm und Joh. Georg Müller[1]) in Schaffhausen.

In Zürich öffnete sich ihm gastfreundlich das Haus des greisen Ratsherrn J. Caspar Füßli, Winckelmanns Gönner und Bonstettens Freund. Die Beziehungen zur Füßlischen Familie, besonders auch zum Sohne Hans Heinrich, wurden so herzliche, daß Matthisson bei fast allen seinen späteren Besuchen hier sein Absteigequartier nahm. Der rege briefliche Verkehr Matthissons mit Füßli, Vater und Sohn, der sich über ungefähr ein halbes Jahrhundert (von 1783 bis 1829) erstreckt[2]), ist zum

1) Ein Urteil Joh. Georg Müllers über Matthisson: „Matthisson ist doch ein äußerst wunderlicher, saurer, mißvergnügter Mensch, so süß und lieblich auch seine Gedichte sind. Aber so werden alle schönen Geister, die keine Ketten des Berufs tragen wollen", (Grenzboten 50 II, 559: Schweizerbriefe aus der Revolutionszeit. Briefwechsel zwischen den Brüdern Müller 1789—1809 hersg. v. E. Haug).

2) In der Stadtbibliothek zu Zürich befinden sich etwa 136 Briefe (ungedr.) Matthissons an J. C. und H. H. Füßli, sowie an ihren „Associé Hrn Hagenbuch", die mir im Auszuge zur Verfügung standen.

großen Teil auch dadurch bedingt, daß Matthisson von 1790 an beinahe alle seine Werke im Verlage seiner Freunde zu Zürich erscheinen ließ. Füßli wird ihm Kritiker und Vorredner bei mehreren Ausgaben seiner Gedichte, wie er auch durch seine freundliche Aufmunterung den jungen Dichter, der schon 1790 sein „Schwanenlied gesungen zu haben glaubte", zu neuer poetischer Betätigung veranlaßte.

Durch Füßli wurde Matthisson zu Salomon Geßner gebracht, mit dem er auch Zeit seines Lebens in freundschaftlicher Fühlung geblieben ist. Sicher hat die harmonische Persönlichkeit des zarten Idyllendichters, mit dessen Wesen und Werken Matthisson sehr vertraut wurde, nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht und seine Neigung zur Naturdichtung bestärkt.

Selbstverständlich konnte Matthisson Zürich nicht berühren, ohne den Mann aufzusuchen, der einen so bedeutenden Einfluß auf die geistige Entwicklung seiner Jünglingsjahre gehabt hatte: Johann Kaspar Lavater. Schon von Dessau aus hatte er ihm geschrieben[1]) (27. 2. 1783), dem er „den Hauptteil seines irdischen Glücks verdankte", dessen „Tagebuch" einst seine Errettung aus Versuchungen der Jugend bewirkte. Der junge Dichter widmete seine zweite Gedichtsammlung (Dessau 1783) dem „verehrungswürdigen Lavater", der in einem herzlichen Schreiben (2. 4. 1783) seinen Dank aussprach und auch in zarter Weise des Jünglings poetische Versuche kritisierte. „Nun noch ein Wort von Ihren lieben Liedern. Alle gut — Keines schlecht; Höchstens eins oder zwey bloß mittelmäßig — Einige sehr gut. Künftig noch mehr Reinheit und Strenge im Reim — Nie keine

---

1) 6 Briefe (ungedr.) von Matthisson an Lavater und 3 Briefe (ungedr.) von Lavater an Matthisson in der Stadtbibl. zu Zürich. Matthisson irrt in seiner Selbstbiographie (Lit. Nachl. I, 303), daß er schon von Klosterbergen an Lavater geschrieben habe; infolgedessen auch Döring S. 82.

weiblichen Reime durcheinander geschoben — Es mißklingt — und dann oft gefragt: Was ist die Summe?“ Ganz verzückt über das herzliche Entgegenkommen des verehrten Mannes schreibt Matthisson ihm die liebeglühendsten Briefe, so daß Lavater den Überschwang seiner Gefühle zu dämpfen sucht, indem er ihm „höchste Einfalt“ empfiehlt. „Ziehen Sie nie, wenn Sie schreiben, einen zierlicheren Geist an — Sondern der einwohnende, immer helle, immer zierliche Geist, das rein und wahrfühlende Herz schreibe“ (10. 5. 1783). Doch der schwärmerische junge Matthisson wiederholt ihm die Versicherung (12. 7. 1783): „Mein Herz dictierte — alles quoll aus dem Innersten meiner Seele — war Folge meiner wahrsten Überzeugung! — daß dies Bekenntniß aufrichtig ist, weiß der Allbarmherzige, der meine Gedanken kennt und richtet. Ich möchte mich Ihnen ganz so zeigen wie ich bin, deswegen schreibe ich Ihnen immer so, wie ich denke und empfinde“. Immer wieder betont er es: „Durch Sie bin ich das geworden, was ich jetzt bin und wenn Tugendgefühl und Menschenliebe in meinem Herzen wohnen, so ist es Ihr Werk“. (7. 11. 83). Zu jener Zeit waren die Beziehungen Lavaters zu Dessau noch nicht getrübt, und so hörte er mit großer Teilnahme vom Fürsten Leopold Friedrich Franz, der Lavaters damals in dankbarer Verehrung gedachte, und von den Zuständen am Philanthropin. Matthissons lebhaftester Wunsch war es natürlich, den Verehrten von Angesicht zu sehen, obgleich Lavater abwehrte: „Freuen Sie sich nicht zu sehr mich zu sehen. Wenn auch Ihre Idee von mir nicht überflaut wäre, wie sie's höchstwahrscheinlich ist, so ist's nicht klug, sich der Mahlzeit zu freuen, eh' sie auf dem Tische steht — Wenn Sie mein Portrait einmahl sehen, so werden Sie finden, daß ich manchen, der auf mich hinzustürzen träumte, beym ersten Anblicke drey Schritte von mir entfernt halte“. (21. 11. 83). Doch Matthisson wurde nicht enttäuscht, als er 1786 Lavaters persönliche Bekanntschaft in Zürich machte. (Schr. II, 137),

obwohl er nicht mit der erwarteten Herzlichkeit empfangen wurde. Er bewunderte Lavater als edlen Menschen, anziehenden Gesellschafter sowie als „taktvollen und ächten Kunstkenner". Mit Recht sah Matthisson Lavaters literarische Bedeutung vor allem in den „Schweizerliedern", die er neben Gleims Kriegslieder stellt, und nicht in den vielfach so überschätzten „Physiognomischen Fragmenten", die er als ein „flüchtiges Meteor am Himmel der deutschen Literatur" betrachtete, während er Lavaters apokalyptische Beschäftigung zu den „unglücklichsten Autoreinfällen" rechnet. Mit Bedauern beobachtet er, wie der gutmütige Lavater ganz in die Hände des berüchtigten Mesmer gerät, dessen Unverfrorenheit und aufgedunsene Grandezza er selbst kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Der Beginn des Schweizer Aufenthaltes bedeutet für Matthisson den Anfang eines neuen Lebensabschnitts. Er war jetzt 26 jährig. In den letzten sechs Jahren, nach Verlassen der Universität, hatte er die mannigfachsten Eindrücke und Anregungen empfangen. In seiner Tätigkeit am Dessauer Philanthropin hatte er die Praxis des Lehrberufs kennen gelernt, während die Stellung im Sieversschen Hause ihm besonders Selbständigkeit und die Einführung in gesellschaftlich höher stehende Kreise gebracht hatte. Der schwärmerische Jüngling lernte den Forderungen der Wirklichkeit Rechnung tragen. Mit richtigem Blick für seine eigenen Mängel und eifrigem Bestreben hier abzuhelfen, hatte der lernbegierige junge Mann zu seinem offenen, freimütigen Wesen eine gewisse Sicherheit des Auftretens und Formen des Verkehrs sich angeeignet, die ihn überall gern gesehen machten. Eine große Zahl berühmter Persönlichkeiten zählte er zu seinen persönlichen Freunden oder Bekannten. Seine Hauptteilnahme galt wie zur Zeit des Studiums noch der Literatur und Poesie, zu deren Betätigung er auch weiter vielfache Ermunterung erfuhr. Daneben hatte sich sein Gesichtskreis sehr erweitert; allem galt sein

Interesse. Über religiöse Dinge hatte er schon frühzeitig seine „freidenkerischen“ Ansichten geäußert, und auf seiner Rheinreise zeigte er ein offenes Auge für die religiös-kirchlichen Verhältnisse des Rheinlandes. Dabei hielt er sich, so sehr er den orthodoxen Papismus verdammte, von allem Chauvinismus fern: weitgehende Duldsamkeit war ein Grundzug seines Wesens. Viel mehr als die Parteigesinnung und Konfessionszugehörigkeit galt ihm das allgemein Menschliche in der Persönlichkeit. Persönlichkeiten suchte er, harmonisch durchgebildet, in sich geschlossen. So wurde ihm der Kern, das Wesen des Menschen schon jetzt Ziel seiner Beobachtungen.

Lebenslauf.

Geboren am 12. März 1889 zu Magdeburg als Sohn des (1904 verstorbenen) Kgl. Militär-Intendantursekretärs Georg Krebs und seiner Gattin Marie geb. Drewin begann ich, Georg Walter Krebs, evangelischen Bekenntnisses, meinen Schulbesuch in Erfurt zu Ostern 1896. Häufige Versetzungen meines Vaters zwangen mich zu mehrfachem Schulwechsel. So kam ich 1897 nach Breslau auf das städtische Johannes-Gymnasium, im Herbst 1898 nach Kassel auf das Kgl. Wilhelms-Gymnasium und im Sommer 1900 zum zweiten Male nach Breslau, wo ich wieder das Johannes-Gymnasium besuchte. Hier erwarb ich mir Michaelis 1907 das Reifezeugnis. Seitdem studierte ich in Breslau, das ich nur im W.-S. 1908/09 mit Berlin vertauschte, Literaturgeschichte, Germanistik, Geschichte und Philosophie. Vielfache Anregungen, für die ich hier meinen Dank abstatte, erhielt ich von den Herren Professoren, bei denen ich Vorlesungen hörte:

Baumgartner, Brie, du Bois-Reymond, Cichorius, Delbrück, Drescher, Friedenthal, Grünhagen †, Heilborn, Herrmann, Hintze, O. Hoffmann, Jacobsohn, Kaufmann, Koch, Kühnemann, Kükenthal, Lasson, Leonhard, Muther†, Preuß, Roethe, Schiemann, E. Schmidt, Siebs, Skutsch, Stern, Supan, Uhthoff, v. Wenckstern, v. Wilamowitz-Moellendorf, Ziekursch, Zimmermann.

Ferner beteiligte ich mich an den Seminarübungen der Herren Professoren: Cichorius, Kaufmann, Koch, Kühnemann, Preuß, Roethe, Siebs, Ziekursch.

Besonderen Dank aber erlaube ich mir, Herrn Prof. Dr. Max Koch zu sagen, der mit vielfachen Anregungen und liebenswürdiger Teilnahme mir während des größten Teiles meiner Studienzeit zur Seite stand.